

Stuttgart wohin?

Stuttgart muss schöner, leistbarer und bunter werden. Das sind zwar nur drei Punkte, aber die haben es in sich.

Nummer eins:

Ein wesentliches Thema ist die Stadtästhetik. Sie spielt im Wahlkampf für den Gemeinderat meist gar keine Rolle. Da äußert sich niemand, wie man Stuttgart optisch voran bringen könnte. Ist das Ignoranz? Selbstgefälligkeit? Unwissen? Schwer zu sagen. Oder spricht irgendwas dagegen, Stuttgart zu verschönern? Sollte das nicht immer der Ansporn einer Stadtverwaltung samt ihrem Gemeinderat sein? In Sachen Stadtentwicklung fehlt es an einem Entwicklungsrahmen, an Schutzprogrammen für ortsbildprägende Gebäude und Homogenität der Quartiere. Neubauten werden oft nur für sich betrachtet und zu wenig im Verbund mit ihrer Nachbarschaft. Beispielhaft hierfür sind das neue Boutiquehotel an der Nadlerstraße und der Nachfolgebau der Rathausgarage. Anstatt die Altbauformen eines der beliebtesten Stuttgarter Viertel aufzunehmen und fortzuschreiben, als Brücke zu den alten Rathausflügeln, haut man wieder einen grobförmigen Klotz am anderen ins Stadtgefüge, mit langweiligen Fassaden, die keinen Passanten den Blick heben lassen. Das zusammenhanglose Häuserpuzzle wird immer wieder unterstrichen. Besonders tragisch, wenn dies direkt neben Stuttgarter Geschichtsbauten passiert. So hat man am Johannes-Brenz-Platz, direkt gegenüber dem historischen Sparkassenbau und der Stiftskirche, ein weiteres unförmiges Nichts erstellt. In Fachkreisen spricht man gerne von beliebiger Architektur. Allerdings ist dies kein beliebiger Ort. Nur selten hat man bisher in der Innenstadt angepasst gebaut. Was nun rund um die Calwer Passage entsteht, ist eine weiteres Paradebeispiel. Hatte der Vorgängerbau noch Rundungen, Fassadenversätze und Verjüngungen, stampft man nun ein Manifest des Rechten Winkels aus dem Boden, das auf die benachbarten Altbauten drückt. Der Rotebühlplatz bleibt somit ein trauriges Beispiel Stuttgarter Städtebaus. Dabei gibt es nur ein paar Meter weiter, in der Calwer Straße ein abschreckendes Beispiel, wo man einst die große Chance verpasst hat, ein historisches Loch zu stopfen. Als der alte Firnhaberbau in den 80er-Jahren abbrannte, hätte man die wunderschöne Calwer Straße mit historisierenden Fassaden erweitern können. Stattdessen war der Neubau noch hässlicher als sein Vorgänger. Zwischen den Satteldachhäusern erhebt sich seine Mauer groß, sperrig, glatt und kalt. Stadtreparatur ist in der Landeshauptstadt ein Fremdwort. Dies betrifft aber keinesfalls nur die Innenstadt. Man könnte hier die Degerlocher Jahnstraße, die Stuttgarter Straße in Feuerbach oder die Vaihinger Hauptstraße beleuchten; über die ganze Stadt verstreut finden sich Zeugen gnadenloser Zweckarchitektur, die ihre Qualitäten zwar nach innen zeigt, aber die Verantwortung gegenüber der Straße völlig ignoriert. Mit diesen Negativbeispielen ist eigentlich schon fast alles erklärt. Leider braucht es diese, um Menschen auf die Problematik einer sich verhässlichenden Stadt aufmerksam zu machen. Der Prozess ist schleichend, aber an vielen Stellen präsent. Er fällt erst mal nicht ins Auge, denn erst wenn man die Gesamtsituation sieht, wird einem die Dramatik ästhetischen Verfalls gewahr.

Wo also soll es hingehen? An erster Stelle stehen Entscheidungen, um das Stadtbild nicht alleine Investoren zu überlassen, die in Frankfurt, Zürich oder Lyon sitzen. Die Verwaltung muss Einfluss nehmen auf die Gebäudeformen und dafür ein Flächenkonzept entwickeln, welches verlorene Stuttgarter Qualitäten zurück bringt. Fassadengestaltung lässt sich ein Stück weit festlegen und auch die Dachform. Wenn man in Innenstadt, gewachsenen Altbauvierteln und Ortszentren ein Flachdachverbot verfügt, ist dies schon mal ein wichtiger Schritt, die Ortsbilder nicht veröden zu lassen. Dazu gehört auch ein Vorkaufsrecht, dass der Stadt die Möglichkeit gibt, an sensiblen Stellen selbst zum Bauherr oder Sanierer zu werden. Dieses passive „es ist halt so“ kann nicht der Anspruch einer alten Königsresidenz und modernen Wirtschaftsmetropole sein. Anstatt sich nur noch

Allerweltsarchitektur hinzugeben, braucht die Stadt geistige Inspiration, aber die scheint in den Amtsstuben völlig abhanden gekommen zu sein. Wie sich die Stadt teilweise gibt, lässt nicht gerade auf Kunstsinn, Ideen und Freude am eigenen Wohnort schließen. Freude? Ja, ein ungewöhnliches Wort in diesem Zusammenhang, aber diese braucht man. Freude am Schönen, Lust darauf die Stadt schöner zu machen, ihr ein besseres Profil zu geben. Warum steuert man nicht ein Altstadtprojekt wie Frankfurt oder Dresden an, die damit großen Erfolg haben? Warum baut man nicht das grandiose Lusthaus wieder an anderer Stelle auf, so wie man in Braunschweig, Potsdam, Berlin oder Hannover Schlösser mit neuem Inhalt zurückgeholt hat? Weil es keinerlei Vision gibt und weil sich keiner an so eine große Nummer herantraut. Mein Kapitel Altstadtprojekt wird im Rathaus mit Sicherheit als Fantasterei abgetan. Aber so etwas gibt es anderswo und es ist machbar, wenn viele dies wollen. Warum eigentlich nimmt sich die Stadt nicht selbst als Vorbild? Wo gehen die Menschen am liebsten aus? Hans im Glück, Bohnenviertel, Westen, Süden, Cannstatter Altstadt. Es sind die alten Viertel, die Menschen begeistern, sowohl die jungen als auch die alten. Dort sitzen auch die Kreativen, weil sie vom Charme des schönen Stuttgarts zehren, sich von ihm inspirieren lassen. Sie ziehen andere nach und sind ein Indikator dafür, ob in einer Stadt was geht oder nicht. Die Schönheit, auch ein bisschen die Frechheit einer Stadt, sind weiche Standortfaktoren. Schöne Städte brauchen keinen Kampf ums Image, denn sie haben schon eines. Es ist billig, sich damit abzufinden, dass es oftmals halt unschön ist.

Nummer zwei und drei:

Leistbare Mieten sind ein Standortvorteil, den man durch einen höheren Bestand an kommunalen Wohnungen erreichen kann. Hinter vorgehaltener Hand freut man sich im Rathaus scheinbar darüber, dass Stuttgart preislich in einem Atemzug mit München genannt wird und dabei vor anderen prominenten Städten liegt. Man leitet wohl daraus ab, dass Stuttgart unglaublich beliebt ist, aber allein die Preise als Maßstab zu nehmen, ist schlicht Blödsinn. Zum einen haben die anderen beiden Südmetropolen Frankfurt und München einen viel höheren Eigenbestand an Gebäuden und können daher besser steuern, zum anderen haben Preise und Beliebtheit nur indirekt mit einander zu tun. Beste Beweise sind die Städte Zürich und Wien, die regelmäßig den lebenswertesten Städten des Kontinents zugerechnet werden. Sie haben ein Vielfaches an eigenen Gebäuden und sind dadurch besonders handlungsfähig. Wie beim Thema Stadtbild gilt auch für die Siedlungsstrukturen, dass ein hoher Eigenbestand an Gebäuden ein Vorteil ist. In Mannheim, wo eine der größten städtischen Wohnungsbaugesellschaften sitzt, hat man längst begonnen, diese besser zu nutzen. Man kauft gezielt Gebäude, wo man beispielsweise in die Einzelhandels- oder Soziostruktur eingreifen will. So kann man Einzelhandels- und Gastronomieflächen gezielter vermieten, je nachdem, was in einem Stadtteil fehlt. In Stuttgart war man diesbezüglich bisher sehr zurückhaltend, was in Anbetracht der Probleme verwundert. Außerdem gilt ein hoher Eigentumsbestand auch als Einkommensquelle. Nicht umsonst sind viele Baugenossenschaften auf diesem Feld erfolgreich zu Gange. Die SWSG sollte also nicht nur bei Neubauvorhaben zum Zuge kommen, sondern sich auch in den Bestand einkaufen. Man bringt die SWSG gerne mit den Reihenhaussiedlungen von Nachkriegsstadtteilen in Verbindung, aber es spricht nichts dagegen, dass man auch einzelne Gebäude in Altstadtgebieten unterhält. Es geht dabei in erster Linie um eine bessere Streuung von Sozialwohnungen und Eigentum. Nimmt man einen Stadtteil wie Freiberg als Beispiel, dann weiß man, dass sich hier schnell eine ungute Mietersubstanz entwickeln kann. In „guten Zeiten“, wie Stuttgart sie seit vielen Jahren erlebt, funktionieren die Satellitenstädte, aber sollte dies eines Jahres nicht mehr der Fall sein, was schon alleine mit dem Blick auf die Automobilindustrie nicht ausgeschlossen ist, dann wird man hier Probleme bekommen. Solange der Wohnungsmarkt leergefegt ist, drückt der Mittelstand in Stadtteile wie Giebel oder Neugereut, aber wenn dieser Markt nachgibt, zieht er sich aus solchen Stadtgebieten zurück. Im Umkehrschluss muss das heißen, dass man hier

in absehbarer Zeit einen Teil der öffentlichen Wohnungen in Eigentum umwandeln muss, um eine robustere Soziostruktur zu bekommen. Aus den Erlösen können dann in anderen Stadtgebieten Immobilien erworben werden, um den Sozialwohnungsbestand zu entzerren. Zudem muss darauf geachtet werden, auch wenn dieses Thema ein heißes Eisen ist, dass man keine Nationalitäten ballt. Es gibt mittlerweile genug Beispiel in Deutschland – Thema Clans – wo der Zugriff der Ordnungsmacht mittlerweile sehr begrenzt ist und sich Inselgemeinschaften bilden, die eigene Regeln in den Vierteln schaffen. Genau das darf Stuttgart nicht passieren. Obwohl die Landeshauptstadt nach Frankfurt die internationalste in Deutschland ist, geht es weitgehend bunt und friedlich zu. Das liegt auch daran, dass es bisher keine mononationalen Zuwandererballungen gab. Ein „gesunder Stadtteil“ integriert zudem auch schneller und besser.

Ein bunter Stadtteil resultiert aber nicht nur aus Internationalität, sondern auch durch andere Inhalte. Ein Punkt dabei ist der Einzelhandel, welcher in vielen Stadtteilzentren kränkelt. Die Unsitte der Stadtverwaltung, immer noch mehr Supermarktfächen zu genehmigen, holt die Stadt nun in der Form ein, dass es in ersten Stadtteilen eine Unterversorgung gibt. Der Wahn, für alle paar neuen Wohnungen, die irgendwo entstehen, sofort auch eine Einzelhandelsfläche auszuweisen, besteht leider noch immer. Auf diese Weise hat man viele inhabergeführte Geschäfte ausradiert. Man braucht nur einen Blick auf die Supermarkt-Verteilung in der Stadt zu werfen und man wird sofort feststellen, dass es mehr als genug davon gibt. Zwei Beispiele seien hier genannt. An der unteren Stuttgarter Straße in Feuerbach, hat sich im Laufe der Zeit ein Einzelhandelsriese nach dem nächsten angesiedelt. Die Dichte ist bedenklich, zumal so ein Einkaufspol auch viel Autoverkehr anzieht. Das hat aber nicht gereicht, denn an der Wernerstraße, gegenüber dem Bosch-Werk, musste auch noch ein Supermarkt hin, abseits von den öffentlichen Verkehrsmitteln und von den Wohngebieten. Er hat fast nur Autokunden, in einer ohnehin verkehrsbelasteten Ecke. Wie es nicht geht, zeigt auch das Olgäle-Areal. Der Westen hat noch einen recht intakten Einzelhandel und in Fußweite gibt es alles an Lebensmittelversorgung. Warum musste für die paar Wohnblöcke ein großer Supermarkt her? Dies ist völlig unnötig und strapaziert die gegebenen Strukturen. Es braucht keinen mehr. Eigentlich sollte man denken, dass nach Milaneo und Gerber ein bisschen Sensibilität ins Rathaus eingekehrt sein muss, was aber leider nicht der Fall ist.

Zur Buntheit eines Viertels gehört eine Mischnutzung, die sich eben nicht nur auf wohnen, einkaufen und arbeiten bezieht. Es braucht auch Raum für Subkultur und Treffpunkte. stadtplanerisch kann man da einiges machen. Man nehme die gewachsenen Stadtteile als Vorbild. Hier findet sich vieles auf engem Raum. Man wohnt dicht auf einander, aber auch sozial enger. Die Corona-Krise hat gezeigt, dass es hier ein dichtes Nachbarschaftsverständnis gibt, dass man in Neubauvierteln sucht. Das Missverständnis der Nachkriegsarchitektur, Wohnen zu entzerren hat das Gegenteil bewiesen. Ob in Rot oder in Dürrolewang, hier wendet sich die Architektur von der Straße als gemeinsamem Begegnungsraum ab. Die Häuser stehen wie viele Solitäre da, die sich abkapseln. Der Irrglaube, jedes Haus muss von Grün umgeben sein, damit sich die Einwohner in ihrem Quartier wohlfühlen, ist leider noch immer Standard, und das in einer Zeit, wo die Bauflächen knapp sind. Die Stuttgarter Gründerzeit- und Jugendstilviertel gehören heute zu den beliebtesten Wohnlagen, weil die Fassaden fantasievoll schön sind, wegen kurzer Wege und weil sie ein soziales Gefüge haben. Kompakte Städte wie, Paris, München, Barcelona oder Turin sind beliebte Wohnorte, weil sie auf engem Raum schönsten städtisches Leben bieten. Zudem muss man den Klimawandel im Auge behalten. Alte Städte und Dörfer in Südeuropa sind dicht gebaut. Auf diese Weise bieten sie im Winter Schutz vor der Kälte der freien Landschaft und ansonsten Schatten. Eine weitere Fehlentwicklung zeigt sich in der heutigen Zimmeranordnung. In den alten Quartieren befinden sich die Wohnzimmer auf der Straßenseite, so dass man schon automatisch Anteil an seinem Wohnort hat. Irgendwann, auch durch die starke Motorisierung zwischen den Gebäuden, haben sich die Häuser

„abgewandt“. Mittlerweile sind die meisten Straßen aber vom Durchgangsverkehr befreit und die Zukunft wird leisere Antriebe mit sich bringen. Es ist also die richtige Zeit, sich auf alte Qualitäten zu besinnen. Manchmal ist ein Schritt zurück einer nach vorn.

Indirekt gehört auch die Handhabbarkeit zu einer guten Charakteristik. Hat man früher die Goethe- oder die Lessingstraße geschaffen, werden die Straßennamen heute immer länger, oft mit mehreren Vornamen. Diese Unsitte greift immer mehr um sich. Es sollte aber um Gebräuchlichkeit gehen. Auch die namentliche Zerstückelung, teils um Prominente zu verewigen, führt nicht gerade zur Übersichtlichkeit. Früher begann die Schloßstraße am Schloßplatz und führte zum Bismarckplatz. Heute gibt es auf der selben Strecke vier Straßennamen. Die Neckarstraße begann früher am Charlottenplatz und hatte damit einen richtungsweisenden Charakter. Heute führt sie zu Adenauer, Brandt oder sonst wohin. Das sind zwei Beispiele von vielen, wo man alte Qualitäten genommen hat. Klar, dass die beiden Exkanzler mit Vornamen titulierte sind, während bei Geistesgrößen wie Schiller und Uhland noch der Nachname reichte. Zur Identität können auch Quartiersbezeichnungen beitragen, wie das Bohnen- oder Heusteigviertel. In anderen Städten ist das besser ausgeprägt. Die Stadt besteht aus 152 Stadtteilen, die man einst aus planerischen Gründen entwickelt hat. Diese wären auch durchaus für die Bürger interessant, um die Stadt kleinräumiger zu machen. Allerdings sind einige Namensgebungen wie Rathaus, Universität, Botnang-Nord oder Wallgraben-Ost nicht gerade identitätsstiftend.